

ARAGON

SAINT-JOHN PERSE

«... denn es geht um den Menschen»

«... So lange Zeit her schon stand mir der Sinn nach diesem Gedicht; in meine Tagesrede mengte sich all dieses Bündnis, in der Ferne, eines starken Glanzes vom Meer — wie am Waldsaum, zwischen dem Blattwerk aus schwarzem Lack, das jähe Lager von Azur und Steinsalz-Himmel: blitzende Schuppe, zwischen den Maschen, eines Fisches, den man bei den Kiemen gepackt hält.

Und wer denn hätte mich überrascht in meinem geheimen Vorhaben? Mich schirmten Lächeln und Höflichkeit; ich sprach, sprach eine Fremdlingssprache unter den Menschen meines Blutes — an der Ecke vielleicht eines Volksgartens, oder auch am Gitter einer Kanzlei mit seinen goldenen Spitzen; den Kopf vielleicht halb abgewandt, den Blick im weiten, zwischen meinen Sätzen, wo fern ein Vogel sein Lied sang über dem Dach des Hafenmeisters.»*

Ich wußte nichts von diesem Mann, als die verstreuten Blätter der «Éloges» ins Blickfeld meiner zwanzig Jahre gerieten. (Damals zeichnete er Saintléger-Léger, was mir nichts sagte.) Es hieß von ihm, er lebe in China. Damals war China für mich ein Mythos. Mehr als aller äußerer Umstand erklärte mir der Dichter die große rimbaudsche Unruhe seiner Worte. China oder Harrar oder vielleicht irgendeine Gestalt aus «Partage de Midi»... Bitte: ich erwartete nicht, diesem Dichter an einer Straßenecke zu begegnen. Woher kam er, wo war er aufgewachsen? Es hieß: auf den Antillen, aber es hieß dazu: jene Antillen erinnerten an archaische Gegenden, an das Griechenland der Keramiken, und das hat sich niemals geändert. In unserem Eingangszitat, Zeilen aus einem (1957 erschienenen) Meergedicht, ist noch immer das «Thalatta! Thalatta!», Ruf der Soldaten Xenophons an die Ufer des Pontus Euxinus — und in «Anabase» an ihn selbst. Doch wie wohl es nicht durchweg mehr das Schwarze Meer sein mag — die Sonne der Piraterie beherrscht hier alles; dieser Dichter ist nicht mein Zeitgenosse.

* Für alle in diesem Beitrag zitierten Verszeilen Saint-John Perses verwandten wir die deutsche Nachdichtung Friedhelm Kemps.

Denn mit dem Manne des Lächelns und der Höflichkeit habe ich nichts zu schaffen. Jenem Beamten, der ebensogut in China wie am Quai d'Orsay Dienst tun konnte und von dessen Existenz ich durch die Schimpfreden Léon Daudets erfuhr. In den zwanziger Jahren sah ich ihn eines Abends in einem Hause der Rue Laurant-Pichat: gleichsam ein Schatten inmitten Gläsern und Lachen; es wäre mir nicht im Traum eingefallen, ihn anzureden. Ich erinnere mich nur, daß er nicht groß war, daß er einen Kopf hatte und wahrscheinlich auch Arme und Beine. Mein Zwiegespräch hatte ich mit einem anderen geführt: dem, der sich hinter Höflichkeit und Lächeln verbarg. Es war für mich «ein Mann, der fortging», geheimnisvoll wie jener Arthur Rimbaud, von dem man mir in jenen Jahren eine Photographie schenkte: am Ufer eines äthiopischen Flusses, sonnenverbrannt, mit kurzgeschorenem Haar, zu seinen Füßen die Afrikanerin, aufblickend zu ihm wie zu einem Gott. Es hieß von Rimbaud, er habe damals mit Waffen gehandelt, vielleicht auch mit Sklaven . . . Aber sicher bringe ich jetzt alles durcheinander. Denn die folgenden Verse konnte ich erst nahezu ein Vierteljahrhundert später lesen:

« . . . Wir werden wiederkehren eines Abends im Herbst, mit diesem Geschmack nach Efeu auf unseren Lippen; mit diesem Geschmack nach Mangos und Gräsern und Schlammern der breitausmündenden Ströme.

Wie jener Drake, von dem es heißt: daß er allein bei schmetternden Trompeten tafelte auf See, werden auch wir heimkehren gen Osten mit solchem Drang, gewaltiger angewachsen auf dem Bogen der weitesten Golfe? . . . »

Zwischen «Éloges» und diesen Worten liegt ein ganzes Leben. Das seine und das unsere. Diese Rückkehr ist nicht mehr die Rimbauds, der mit geschwellenem Knie nach Marseille kam. Es ist bereits die Rückkehr dessen, der Saint-John Perse zeichnet, damit man in seinen Versen nicht immer jenen Alexis Léger suche, der er war, Höflichkeit und Lächeln dessen, mit dem ich nichts zu schaffen habe.

«Sie haben mich den Dunklen genannt, und ich bewohnte den Glanz.» Diese Zeile aus «Amers» spiegelt zweifellos eine andere Art Bitterkeit. Denn insgesamt — bis auf wenige Worte, die man dann im Larousse findet — ist die «Dunkelheit» des Saint-John Perse dunkel nur für den, der im Gedicht etwas sucht, was nicht Absicht des Dichters ist.

Jenes Dichters, welcher spricht «eine Fremdlingssprache unter den Menschen meines Blutes». In «Exil» (1941) und «Pluies» (1943) erhalten wir die beiden wesentlichen Bekenntnisse über seine Sprache:

«Und aus allem Gefiederten, das euch nicht dient, will ich mir eine reine Sprache bilden ohne Brauch und Amt,

Und nun noch einmal steht mir der Sinn nach einem großen auslöschlichen Gedicht . . .»

Und entsprechend:

«Und jene, tanzend wie ein Schlangenbeschwörer am Eingang meiner Sätze,

Die Idee, nackter als ein Schwert im Gefecht der Faktionen,

Wird mich den Ritus lehren und das Maaß gegen die Ungeduld des Gedichts.»

Man verzichte, diese Musik aus gebrochenen und verlängerten Alexandrinern auf eine Äußerung zu reduzieren, daraus jeder sich seinen Brei kocht. Man ist versucht, jenen «Glanz» (ich sage nicht: jene «Dunkelheit») zu erklären. Sicher, man könnte von «Images à Crusoé» bis «Chronique» alle Themen Saint-John Perse aufzählen, ordnen und daraus einen durch fremde Augen gesehenen Roman über diese Welt entwerfen. Die Versuchung ist um so größer, als die Realität dieser Dichtung häufig aus der Tiefe aufsteigt zur Oberfläche. Eine physische Realität: wie am Ende dieses Zitats aus «Éloges» — zu einer Morgenstunde der Menschen:

«Dann kommt der Geruch des Kaffees über die Treppe herauf . . .»

Vor mehr als vierzig Jahren hat diese Zeile (aus etwas Gefiedertem gebildet, das uns nicht dient) meine Sinne ergriffen. Noch heute kann ich nie den Geruch von Kaffee wahrnehmen, ohne daß mir das Parfüm der «Éloges» zurückkommt und ich, wie ein Standbild Condillacs, ganz aus Kaffeegeruch bin.

Man verzichte auch, diese Poesie auf das gewöhnliche Sprachmaaß zurückzuführen. Wir wollen nicht die nachahmen, die bei Virgil Prophezeiungen suchten, selbst wenn die Aeneis in christlicher Zeit für so etwas ganz nützlich war. Wer verlangt, daß man ihm diesen Dichter erkläre, kommt mir vor wie einer, der vorm Meer steht, aber nicht schwimmen kann und, bevor er hineinspringt, wissen will, was die Fische denken. Ah, diese Angst, betrogen zu werden! Und wenn ihr vor eurer Hingabe Vertrauen braucht in den Fluß, der euch in seinen Arm

nimmt, genügen euch dann nicht jene Augenblicke der Offenbarung, in denen ihr der Versuchung zu erliegen fürchtet?

«... Es hat geregnet, es ist Tag. Mond von der Farbe des Alauns. Und der Himmel im Aufgang färbt sich wie das Gefieder der Wachtelente...»

Er sagte euch doch, er bewohne den Glanz! Hört auf zu zittern, daß ihr nichts verstündet! Laßt euch hintragen: wie der Schwimmer sich hingibt, das Gesicht eingehüllt von Tang, vom berausenden Geschmacke des Salzes — sich hingibt der Wellenbewegung und den Tag durchquert, plötzlich vor einem Stern erstaunt und begreift, daß schon Abend ist.

Laß dich nicht davon abhalten, daß der Schlangenbeschwörer (der am Eingang seiner Sätze tanzt; den er die Idee nannte) wirkliche Schlangen zähmt, sie in den nackten Armen zusammenrollt, die Schlangenköpfe sich plötzlich dir zuwenden und dich anschauen. Jetzt gibt es nicht mehr die Ungeduld des Gedichts, sondern dessen, der spricht. Warum sonst hätte er sich eine Sprache aus allem Gefiederten schaffen sollen, hätte er nicht jene Eile, die ihm die Zukunft entreißt:

«... Aber es geht um den Menschen! Und von dem Menschen selbst, wann endlich wird von ihm die Rede sein? — Wird einer auf der Welt seine Stimme erheben?

Denn es geht um den Menschen, in seiner menschlichen Gegenwart; und um eine Weitung des Auges über die höchsten inneren Meere.

Rasch sein! rasch sein! Zeugnis für den Menschen!»

Ja, es geht um den Menschen. Den Menschen im Beruf. Es gibt überall, in allen Gedichten über die Jahre hin, lange Aufzählungen des merkwürdigen Tuns der Menschen. Aufzählungen von Menschen, die nur durch sonderbare Berufe definiert, die offenbar auf diese Berufe reduziert sind:

«Der, dessen Obhut, zur Zeit der Invasion, die Wasserregulierung anvertraut ist, und er besucht die großen Filterbecken, die müde sind vom Hochzeitstanz der Eintagsfliegen; der, welcher hinter grüngoldenem Gitterwerk die großen übelriechenden Gewächshäuser des Botanischen Gartens vor dem Aufruhr bewahrt; die große Münze, das Eichamt und die Tabakregie; und das Lagerhaus der Leuchttürme, wo die Sagen schlafen, die Laternen; der, welcher seine Runde macht, in Zeiten der Belagerung, durch die großen Säle, wo unter Glas die Trophäen

der Stabheuschrecken, der Tagpfauenaugen zu Staub zerfallen; und er trägt seine Lampe zu den schönen Trögen aus Lapislazuli, in denen, bröckelig, von goldenen Nadeln gehalten, die beinerne Prinzessin den Lauf der Jahrhunderte dahintreibt, unter ihren Haaren aus Sisalhanf; der, welcher vor den Heeren eine sehr seltene Zwitterzüchtung der wilden Himalayarose beschützt; der, welcher von seinen eigenen Einkünften, in den großen Bankrotten des Staates, die unruhige Pracht der Gestüte unterhält, der großen Gestüte aus rötlichen Ziegeln unter dem Laub, wie Felder roter Rosen unter dem Gurren der Gewitter, wie schöne Gynezeen voll wilder Fürstensöhne, voll Finsternis, Weihrauch und Mannheit . . .»

Dies stammt aus «Exil». Doch es besteht kaum ein Unterschied zu «Vents». Beispielsweise:

«Sucher nach Straßen und freien Wassern, Erzwinger von Fähren gen Westen, durch die Cañons und durch die Schluchten und Tobel unter der Last der Jahre — Ausleger von Charten und Bullen, Fronvögte und abenteuernde Legaten, die zu Eisenpreisen die hohen unbezwungenen Pässe verhandelten, und jene fernen Lager neuer Meere hoch an dem Himmel, in ihrem Mörser aus fahlem Stein, wie ein Milchen im Traum von großen Euphorben unter dem Mahlstein . . .»

Und ich begeben mich von Aufzählung zu Aufzählung, bis zu «Chœurs» in «Amers»:

«Und eben Jenes, das im Traum die Krieger schauen in den Grenzgarnisonen, und die Meißler von Wahrzeichen in die Grenzsteine des Reiches; die Hüter von Waren an den Toren der Wüste und die Lieferanten kursfähigen Muschelgeldes; der Königsmörder auf der Flucht durch den Sand und der Ausgelieferte, den man zurückführt auf verschneiten Straßen; und die Sklavenaufseher in den Bergwerken an ihre Doggen gelehnt, die Ziegenhirten eingerollt, in ihre Lederfetzen und der Ochsenhirt mit Salz in den Händen, das seine Tiere wittern; jene, die auf Eichellese ausgehn unter prophetischen Eichen, jene, die in den Wäldern leben zur Herstellung von Schefflerwaren; und die Sucher nach knieförmig gebogenen Hölzern für den Bau der Vordersteven . . .»

Jeder Abbruch eines Zitats ist wie ein Messer auf nackten Lippen. Man müßte von der Aufzählung sprechen wie von der Litanei und der rhetorischen Wiederholung («Rasch sein! Rasch sein!»): sie sind bei Saint-John Perse die Formen des Atmens, sind selbst Atem der Vision. Doch

nicht davon wollte ich sprechen. Ich überlasse Erfahreneren Instrument und Mühe, die Technik bloßzulegen und im Wunderbaren das Gekonnte zu enthüllen. Ich wollte nichts anderes mit meinem atemlosen Zitat als diese Behauptung erhärten: «Denn es geht um den Menschen.»

Denn es geht um den Menschen.

Übrigens werde ich bei dieser diluvialen Aufzählung keinen Vorteil daraus ziehen, daß ich einmal unter den Menschen der Ungeduld den fand, den der Dichter den «babuvistischen Philosophen», den ‚Philosophen aus dem Geiste Babeufs‘, nennt:

«Ungeduld noch ist allerorten. Und befremdlich der Mensch allenthalben hebt dem allen das Haupt zu: der Mann am Pflug auf schwarzer Erde, der Reiter im Hochland, inmitten der Kraken des hangenden Himmels, und der Meerschiffer nah vor der Durchfahrt im Knattern seines höchsten Segels.

Der babuvistische Philosoph tritt barhaupt vor seine Tür . . .»
Wenn dieser Philosoph zum Schluß einer Rede gelangt, ist es immer derart, daß die Menschen sagen:

«Und kommen heran, lebendige Menschen, das Unsrige zu fordern als Vorschuß auf das Erbe.»

Ich werde nichts aus der Rede des Philosophen behalten als diese Antwort an sich selbst — sie gleicht einem unterbrochenen Satz, den man wieder aufnimmt:

«Rasch sein! rasch sein! der Winkel wächst! . . . Und im Erbrausen alles dessen, was wächst, ist da für uns kein Ton einer neuen Modulation?»

Ich gehöre zu denen, die, im Vergleich zu diesem Dichter, die Welt genau umgekehrt betrachten — wie «den Schall der Tuba im Aufklang des Blechs». Wo sich unsere Wege kreuzen, werde ich ihn nicht am Ärmel zu mir ziehen, ich werde ihm nicht wie sein Babeufscher Philosoph sagen:

«Und wenn der Begabte die Rosenbeete vorzieht und das Spinett, so sollen die Hunde ihn fressen . . .»

Ich werde seinen Nomenklatur-Blick auch weiterhin die menschliche Vielfalt verfolgen lassen, und nach seinem Philosophen mögen «die Männer des Tausches und Handels» kommen. «Die Männer weiter Wegestrecken, in Büffellederhandschuhn für den Mißbrauch. Und alle Männer der Gerichtsbarkeit, Versammler von Polizei und Ausheber von Milizen. Die Statthalter in Pflaumenviolett mit ihren Töchtern röt-

lichen Fleisches im Geruch wie von Wieseln . . .» Und alle, die ich über-gehe: «Und mit ihnen auch die Männer der Grillen und Launen — Sek-tierer, Adamiten, Mesmeristen und Spiritisten, Schlangenanbeter und Rutengänger . . .» Und einige Ziellose: «die mit dem grauen Eichhorn plaudern und dem Baumfrosch, mit dem Tier ohne Halfter und dem nutzlosen Baum . . .»

Um nur die Worte des Dichters selbst zu gebrauchen: «Die Forderungen der Seele an das Fleisch gehen aufs äußerste! Sie mögen uns in Atem halten! Und gewaltig reiße ein Schwung uns hin an unsere Grenzen, und über unsere Grenzen hinaus!»

Ja, es geht um den Menschen.

Es fällt schwer, über diese Dichtung zu sprechen. Über diesen Mono-log, der durch Jahre hindurch von einer Person gesprochen wird — sie spielt eine Rolle in einem Stück, bei dem sie nicht anwesend ist. Der Monolog wendet sich jenseits von Lächeln und Höflichkeit an Wer-weiß-wen, an jenen Vogel vielleicht (um es zu glauben), der «sein Lied sang über dem Dach des Hafenmeisters». Doch hier bin ich meinerseits versucht, dieses Leben auf einen bestimmten Zeitpunkt zu reduzieren — so wie er jene, die er aufzählte, auf einen Charakter, Beruf, Vorfall («der, welcher in Sinnen versinkt bei der Einweihung einer hohen Halle») reduziert. Freilich: soll man das Reduzieren nennen, wenn es eben das ist, was ihn zum Menschen macht: im Sinne dessen, daß es ja um den Menschen geht? «Exil», «Poème à l'Étrangère», «Pluies», «Neiges»: das sind die Gedichte von 1941 bis 1944. Gedichte aus Long Beach Island, Savannah, New York, Washington. Und eines davon, dessen refrainartige Klage «Rue Gît-le-cœur» lautet, «Straße des be-grabenen Herzens», trägt als Vermerk «Alien Registration Act». Hier spricht der Dichter mehr denn je eine Fremdlingssprache inmitten der anderen. Nicht das Doppelspiel dessen, der «am Gitter einer Kanzlei mit seinen goldenen Spitzen» steht, zwingt ihn dazu, sondern das wirkliche Spiel des Windes, das wir Geschichte nennen. Jetzt, da er wirklich zum Fremden wurde, vernehmt dieses «Rue Gît-le-cœur . . . Rue Gît-le-cœur» — Dialekt des Exils. Und die ihm das Exil gewährten, sagen ihm:

«Gast auf Widerruf am äußersten Saum unserer Städte, wirst du die Schwelle der Lloyds nicht überschreiten, wo dein Wort keinen Kurs hat und dein Gold keinen Münzwert . . .

„Ich werde meinen Namen bewohnen“, war deine Antwort auf den Fragebogen des Hafens. Und auf die Tische der Wechsler wirfst du Verstörendes hin,

Gleich jenen großen Eisenmünzen, die der Blitzstrahl ausgrub.» So begann für diesen Mann ein Zeitabschnitt, den ich (mit gedämpfter Stimme) der Ankunft Ovids an den Ufern Skythiens vergleichen möchte.

Vielleicht hätten weder die «Metamorphosen» noch «Éloges» der Größe eines Dichters genügt. Es mußten «Tristes» dazukommen. Es mußten «Vents» dazukommen, die «Hundred Acre Island, Maine 1945» datiert sind. Ich träume bei diesem Namen von einer Insel, die nach unserem Maß fünfhundert, nach amerikanischem vierhundertfünfzig Ar Fläche hat. Ich träume vom Wirbel der Winde auf Hundred Acre Island — warum kehrte er 1945 nicht in die rue Gît-le-cœur zurück? Die Gedanken Ovids im Exil sind bekannt:

«Vergebens, Ovid, wünschst du, Augustus zu treffen

In der Unsterblichen Kreis.

Dein Exil aber lehrt uns, daß er zu ungerecht war,

Um Altäre zu haben,

Denn dich verbannte er ohne rechtlichen Grund . . .»,

sagt Jean de Lingendes, der für den Kleinen Larousse nur «Bischof von Mâcon, vornehmer Prediger» war. Aber Saint-John Perse? In seinen «Tristes» findet man nicht mehr, wie bei Ovid, die Verdammung eines Caesar Octavian, der wohlgermerkt nur im Fall Cinna jene Milde besaß, um die man solchen Lärm macht — aber Cinna war kein Dichter, sondern General einer Verschwörung.

Nicht nur deswegen sprach ich von Ovid. Auch, weil unser Dichter, mehr als alles andere, ein Schöpfer von Metamorphosen ist, weil es zutiefst Menschliches in «Amers» gibt — der Titel ist ein Echo auf «Tristes» —:

«Denn es geht um den Menschen, und um seine Erneuerung.»

Aber lassen wir die Geschichte beiseite. Wer spricht noch über Augustus? Der Dichter ist ungeduldig über sich selbst, dieser Frage wegen:

«Ist denn nur Menschliches?»

Nichts anderes. Und von den vielen Themen des Dichters, welche die Zeit der Menschen kennzeichnen, geht deshalb keines so zu Herzen wie jener Abschnitt aus «Amers», der von der Liebe handelt und «Eng sind die Schiffe» heißt.

Ja, es geht um den Menschen. Jenseits von Lächeln und Höflichkeit war die Rede von ihm. Und wie hätte sie anders gekrönt werden sollen als durch das Preislied der Liebe? Alles ist, als ob sich die Dinge ins Gegenteil verkehrten: das Gedicht handelt vom Meer, die Liebenden werden nur angerufen, um von ihm Zeugnis zu geben:

«Liebende, o ihr Spätlinge unter den Bildern aus Marmor und Erz, in der Verlängerung der ersten Feuer des Abends,

Liebende, die ihr schwiegt inmitten der fremden Mengen,

Ihr auch wollt Zeugnis geben heute Abend dem Meer zu Ehren . . .»

Doch die Anabasis der Liebenden ist seltsam. Wenn ihr wollt, führt diese Menschen hinan auf das Theches-Gebirge, von dem aus man das Meer vor Trapezunt glänzen sieht. Sie werden nicht handeln wie die Soldaten, Heerführer und Schützen des Xenophon, die als Ausdruck ihrer Freude einen Erdhügel aufwarfen, um Lederschilder, Lanzen, Korbschilder darauf zu legen. Denn hier ändert das Meer selbst seinen Sinn, ebenso die Inseln, die Schiffe, die Segel. Es geht um den Menschen, und das Meer ist nichts anderes als ein wunderbarer Begleiter.

«. . . Eng sind die Schiffe, eng unser Lager.

Unabsehbar die Erstreckung der Wasser, unermesslicher unser Reich

In den verschloßnen Kammern der Begier.»

In diesen Tagen nach der Nobelpreis-Verleihung wird zu Recht oft gesagt und wiederholt werden, daß Saint-John Perse der größte lebende Dichter Frankreichs sei. Und trotz des exotischen Beigeschmacks muß gesagt werden, daß dieses Liebesgedicht zweifellos das größte ist, welches unsere Sprache je als Ausdruck *wirklicher* Liebe, über Mann und Frau zusammen geformt hat. Ich weiß nicht, ob es das war, was ihm die Belohnung eintrug. Für mich aber ist es das, dem aller Lorbeer der Triumphe gebührt, alle Musik der in die Städte einziehenden Armeen, alle menschliche Sprache, die jemals von nichtsnutzigen Fürsten zertreten wurde, jedes französische Wort, das man unnütz vergab. Vielleicht bewahrt nach alledem noch der letzte Gesang, der dieses Jahres, jene Klangfülle und Höhe, Erfahrung eines langen Lebens, und Saint-John Perse bewahrt ihn —

«Hohe Zeit, hier sind wir . . .»

— für seine Ankunft auf einem sehr hohen Berg, von dem aus (Thalatta! Thalatta!) das ganze Leben offenbar wird. Vielleicht erscheint mir nach

dieser «Chronique», Gedicht letzter Klarheit, das mit dem letzten Wort die *Moral* des gesamten Werkes formuliert:

«Hohe Zeit, hier sind wir. Nimm du dein Maß nach dem Herzen des Menschen . . .»

— vielleicht erscheint mir dieser letzte Gesang ein wenig wie der letzte Satz, den ein Musiker seiner Sinfonie hinzufügt, damit das Orchester der Seele den Frieden zurückbringe und die Unordnung alles vorher Gesagten, alle vorausgegangenen Brände durch einen großen und maßvollen Hymnus getilgt werden. Vielleicht kann ich trotz dieses letzten Gesanges nicht vergessen, was für mich Höhepunkt des Werkes bleibt:

«Eng sind die Schiffe, eng unser Lager. Und durch dich, liebendes Herz, alle Enge des Liebens, und durch dich, unruhiges Herz, alles, was über das Lieben hinausgeht.»

Gäbe es nur diese Seite, dieses Lied — nichts anderes, weder den Menschen, der es schuf, noch den Sänger!

«Liebende, schrecklich und geheim, o Liebende schweigsam, o ihr, die kein Schlaf befleckt, habe das Meer euch in seiner Gewalt! . . . Die Welt eilt, ihre Grundfesten zu erneuern — Zerreißung von Weisen am Bug, Saat von Blitzen über alle Kämme, und das ganze freudige Verflattern des unfehlbaren Dramas . . .»

Kritik wahrhafter Dichtung kann nur darin bestehen, diese Dichtung wörtlich wiederzugeben. Wer, wenn nicht der Dichter selbst, kann beweisen?

«Liebende! Liebende! wo sind, die unsresgleichen sind? Wir dringen vor, der Nacht entgegen, mit einem Stern auf der Schulter gleich dem Sperber der Könige! Hinteruns all diese Kielspur, die wächst . . .»

Aber ich habe hier allenfalls Platz für eine Sammlung von Bruchstücken. Und wie vom Triumph der Liebenden kann ich auch von der gesamten Dichtung Saint-John Perse nur mit einem Satz sprechen, den ich aus einem Gedicht herausbrach:

«Das Meer unter zahllosen Fackeln reckt neuen Glanz für uns, wie von der Schuppe schwarzen Fisches.»

Ja, es geht um den Menschen, und der Lorbeer auf seinen Lippen ist bitter. Auf den letzten Seiten jenes Buches, das gleichsam angefüllt ist vom Meere, findet sich ein Bild, Umkehr und Reflex des Porträts, welches Saint-John Perse von sich selbst gab und mit dem ich diese Zeilen einleitete. Nicht mehr Ovid ist Dichter der «Tristes», noch das höfliche Wesen «an der Ecke vielleicht eines Volksgartens». Man faselt kaum

Aragon: Saint-John Perse

noch von «Dunkelheit» angesichts des plötzlichen Glanzes seines Namens. Und dennoch:

«Über der verlassenen Stadt, hoch über der Arena, ein Blatt im Gold des Abends irrend, auf Suche noch nach der Stirn eines Menschen . . . Gott der Fremde ist in der Stadt, und der Dichter, allein auf dem Heimweg mit den mürrischen Töchtern des Ruhmes . . .»

Es ist wie der Abend der Olympiade, wenn der Athlet sich löst von der Gemeinschaft und, halb ungläubig, den Arm betrachtet, welcher den Speer warf.

Übertragen von Rolf Schneider